

KARL HAUSBERGER

Kirchliche Organisation und christlicher Glaube im agilolfingischen Bayern

Ein Beitrag zur 1250-Jahr-Feier der altbayerischen Bistümer

Die Straffung der baierischen Kirchenorganisation durch den hl. Bonifatius im Jahr 739 und ihre enge Bindung an Rom waren epochemachend. Damit wurde der Boden für eine zielstrebende Verchristlichung gelegt, auch wenn noch eine Zeitlang christliches und heidnisches Denken, Empfinden und Handeln nebeneinander bestanden.

K. Hausberger, Ordinarius für Kirchengeschichte an der Universität Regensburg, zeigt in seiner Studie die Bedeutsamkeit der vor 1250 Jahren getroffenen Maßnahmen auf. (Redaktion)

Die Geschichte des frühen Christentums im Raum zwischen Donau und Alpen hob in der Spätphase des römischen Imperiums an und fand ihren Abschluß durch die straffe Organisation des bajuwarischen Kirchenwesens im Jahr 739. Sie umspannt somit einen Zeitraum von etwa vierhundert Jahren, in dem die abendländische Welt einen ihrer folgenschwersten Umbrüche erlebte: den Übergang in eine neue Epoche des nationalen, politischen, kirchlich-religiösen und kulturellen Lebens — in das „Mittelalter“. Ausgelöst hatten diesen Wandel der Dinge die große Völkerwanderung und der von ihr heraufgeführte Zusammenbruch des kraft- und machtlos gewordenen weströmischen Imperiums. Kennzeichnend für die neue Epoche aber war die Tatsache, daß sich durch den Eintritt der jungen germanischen Völker in die abendländische Welt nicht nur der Schwerpunkt des politischen Geschehens, sondern mit ihrer Christianisierung auch der Schauplatz

der Kirchengeschichte vom Mittelmeerraum in das Gebiet nördlich der Alpen verlagerte.

Tritt die so charakterisierte Epoche eines wechsellvollen Auf und Ab, eines an äußeren Erschütterungen und innerer Bewegung reichen Zusammenbruchs und Neubeginns in ihren abendländischen Konturen und großen Weichenstellungen einigermaßen deutlich vor Augen, so verbleibt sie häufig im Dunkel oder hebt sich nur verschwommen ans Licht, wenn es um räumlich und zeitlich eingegrenzte Details geht. Dies gilt auch und gerade für das Bild der christlichen Frühzeit Bayerns. Angesichts einer äußerst lückenhaften literarischen Überlieferung vermochte die historische Forschung bei vielen Problemstellungen über den Bereich bloßer Mutmaßung nicht hinauszukommen. Allerdings hat die archäologische Forschung in den zurückliegenden Jahren und Jahrzehnten ganz wesentliche Erkenntnisfortschritte erbracht. Wenn auch häufig letzte Klarstellungen noch nicht möglich sind, so gehört die „Wissenschaft des Spätens“ zweifelsohne zu den staunenswertesten Phänomenen unserer Zeit, und Ausgrabungen, wie sie etwa entlang der Donau im Kelheimer, Regensburger, Straubinger, Passauer oder Lorcher Raum getätigt wurden, haben so manche als ungesichert geltende Aussage der literarischen Überlieferung erhärtet.

1. Bajuwarische Stammesbildung und Kontinuität des Christentums

Die „Vita Severini“, jene wichtigste literarische Quelle für den Todeskampf der römi-

schen Herrschaft an der Donau, schildert uns lediglich den Endpunkt einer Entwicklung, wenn sie zum Jahr 488 berichtet: Wahrlich mit dem biblischen Auszug der Israeliten aus Ägypten sei für die Menschen zwischen Donau und Alpen der vom germanischen Heerführer und italienischen König (seit 476) Odovacar anbefohlene Evakuierungsmarsch nach Süden zu vergleichen gewesen. Hand in Hand mit dem Sinken der Kräfte des römischen Imperiums hatte sich nämlich in den Donauprovinzen Raetien und Norikum schon seit geraumer Zeit ein allmähliches Abbröckeln und Auflösen der alten Ordnung vollzogen, wobei das raetische Donauland wohl um Jahrzehnte früher von Germanen besetzt worden war als die Gebiete östlich von Künzing. So lieferte unter anderem das 1980 aufgedeckte Reihengraberfeld von Straubing-Alburg mit seinen spätestens um die Mitte des 5. Jahrhunderts einsetzenden Bestattungen den Beweis, daß das nur wenige Kilometer entfernt gelegene spätrömische Kastell Sorviodurum bereits eine Generation vor Severin den germanischen Nachbarn zum Opfer gefallen sein muß. In den Jahrzehnten zwischen 470 und 490, mit der von Severin angeregten schrittweisen Evakuierung der romanischen Bevölkerung und dem Rückzugsbefehl Odovacars von 488, sank dann auch Ufernorikum zurück in ein Niemandsland miteinander rivalisierender germanischer Volksstämme. Die neue politische Ordnung aber, die sich jetzt zwischen Donau und Alpen zu etablieren begann, war aufs engste verknüpft mit den um 550 erstmals namentlich kundbar werdenden „Baibari“ oder „Baiovarii“.

Die Herkunft der Bajuwaren hat in der zeitgenössischen Literatur keinen Niederschlag gefunden, und ihr Eintritt in die Geschichte vollzog sich nahezu un bemerkt. Bis in die jüngste Zeit herein gehörte daher die geographische und ethnische

Bestimmung dieser Herkunft zu den umstrittensten Problemen der bayerischen Frühgeschichte. Erst die archäologische Forschung unserer Tage läßt in mancherlei Hinsicht klarer sehen. So macht es zunächst eine vom 5. bis zum 7. Jahrhundert sich durchziehende Bestattungskontinuität, wie sie in kürzlich erschlossenen Reihengraberfeldern immer wieder festgestellt werden konnte, wahrscheinlich, daß die Bajuwaren weder in einer einzigen großen Wanderung gekommen sind noch ein einheitliches Volk darstellen. Vielmehr werden zahlreiche Splitter der im späten 5. und frühen 6. Jahrhundert in der näheren und weiteren Umgebung unseres Raumes feststellbaren Stämme — Markomannen und Sueben, Thüringer und Naristen, Alamannen und Rugier, Skiren und Heruler — in ihnen aufgegangen sein, Volksreste, die sich über einen längeren Zeitraum hin zwischen sitzengebliebene Keltoromanen eingedrängt haben und erst im Land zwischen Donau und Alpen zu einem eigentlichen Stamm zusammengewachsen sind. Bei diesem Prozeß der Stammes- und Herrschaftsbildung aber waren die „Männer aus Baia“ offenbar das auslösende und bestimmende Element, denn sie erwiesen sich als stark genug, dem neuen Land und Volk seinen Namen zu geben. Daß dieses Herkunftsland „Baia“ mit dem böhmischen Kessel gleichzusetzen ist, unterliegt insofern kaum mehr einem Zweifel, als es der Archäologie nun endlich gelang, den herrschaftsbildenden Kern im Fundgut völkerwanderungszeitlicher Gräber auszusondern und mit Böhmen in Verbindung zu bringen. Die in deutlicher Verdichtung um Regensburg und Straubing nachgewiesene Keramik vom Typus Friedenhain/Přeštovice — benannt nach zwei großen Brandgraberfeldern nördlich von Straubing und in Südwestböhmen — läßt den Schluß zu, daß die für die Stammesbildung entscheidende Bevölkerungsgruppe über die

natürlichen Verbindungslinien der Cham-Further und der Stallwanger Senke aus dem böhmischen Kessel kam und daß jene namenlosen Friedenhein/Přeštovice-Leute, Angehörige des elbgermanischen Kulturkreises, Pate gestanden sind bei der Namensfindung für den aus vielen Volksgruppen neu sich bildenden Großstamm auf vormalig raetischem Boden.

Ohne Zweifel hat unter den neuen Herren des Landes eine romanische Restbevölkerung die stürmischen Zeitläufte überdauert. Die Evakuierungsbestrebungen Severins und der Räumungsbefehl Odovacars besagen ja im Grunde nur, daß sich das offizielle Rom zurückgezogen hat, die Vertreter des Staates und der Kirche, das Militär und allenfalls noch ein Teil der besitzenden Schichten. Zurückgeblieben ist eine zahlenmäßig nicht unbedeutende keltoromanische Vorbevölkerung, vor allem wohl Bauern und Handwerker, mit besonderen Verdichtungen an einigen befestigten Plätzen an der Donau, im Alpenbereich und namentlich im Salzburger und Tiroler Raum. Daß durch sie eine gewisse Siedlungskontinuität gewahrt blieb, zeigt schon das Weiterleben romanischer Personen-, Orts- und Flußnamen, nicht minder die Fortexistenz spätrömischer Zivilisations- und Kulturformen. Schwieriger gestaltet sich das Problem der Kultkontinuität in den ehemals römischen Donauprovinzen, die Frage also, ob und in welchem Ausmaß die im Land sitzengebliebenen Keltoromanen christliches Ideengut an die neuen germanischen Bauernvölker weitergegeben haben und weitergeben konnten. Zunächst darf man wohl davon ausgehen, daß mit dem Zusammenbruch der Römerherrschaft auch die kirchliche Organisation zugrunde ging. Dieser Umstand muß freilich nicht notwendig ein Erlöschen des christ-

lichen Glaubens nach sich gezogen haben. Im Gegenteil! Es gibt durchaus Anzeichen dafür, daß die keltoromanische Restbevölkerung des Landes auch christliche Überlieferungen der Spätantike in das germanisch bestimmte frühe Mittelalter hinübergetragen hat, so die nie völlig erlöschende Erinnerung an die Blutzügel Florian in Lorch an der Enns und Afra in Augsburg oder die Verehrung der hll. Valentin und Maximilian im Alpenraum. Mit romanischer Tradition stehen allem Anschein nach auch die hll. Marinus und Anianus in Verbindung, deren Kult in Wilparting am Irschenberg bis zur Gegenwart fort dauert. Freilich muß mit Blick auf die geradezu unentwirrbare Lebensbeschreibung dieser beiden Blutzügel offenbleiben, ob sich hier eine alte Erinnerung an spätrömisches Christentum bewahrt oder ob sie, wie es die Vita vorgibt, erst im späten 7. Jahrhundert den Martertod erlitten haben. Auf's Ganze gesehen wird man jedenfalls davon ausgehen dürfen, daß die in schmalen Rinnsalen fließende Kultkontinuität eine der Grundlagen, wenn auch eine noch so bescheidene, für die Christianisierung der neuen germanischen Völker war.

2. Agilolfingische Herrschaft und irofränkische Mission

„Der Herzog aber, der dem Volk vorsteht, war immer aus dem Geschlecht der Agilolfinger und muß es immer sein“, heißt es kurz und bündig im bayerischen Stammesrecht, der „Lex Baiuvariorum“.¹ Die Herkunftsfrage dieses Geschlechtes ist bis heute ungelöst. Doch wird soviel deutlich, daß der erste bekannte Agilolfinger, der 555 in einem Herzog namens Garibald begegnet, ein Funktionsträger des Frankenreiches im Rahmen des bayerischen Stammesgebietes war und in einem beson-

¹ K. Beyerle (Hg.), *Lex Baiuvariorum*, München 1926, Tit. III, 1.

deren Vertrauensverhältnis zum katholischen Merowingerhof stand. Garibald wurde nämlich in ebendiesem Jahr 555 vom Frankenherrscher Chlothar I. als Mann für die vormalige merowingische Königin Walderada ausersehen. Der Bayernherzog muß also damals bereits dem christlichen Glauben zugetan gewesen sein, mit ihm wohl auch die oberste politische Führungsschicht des Landes. Aus der Ehe Garibalds mit Walderada ging dann unter anderem jene Tochter Theodelinde hervor, die, 589 dem Langobardenkönig Authari vermählt, entscheidenden Einfluß auf die Zurückdrängung des arianischen Bekenntnisses zugunsten eines römisch geprägten Christentums in Oberitalien gewinnen sollte. Man hat sogar bisweilen die Vorstellung gehegt, die gläubenseifrige Langobardenkönigin aus agilolfingischem Hause habe im Zusammenhang mit der Gründung des Klosters Bobbio (612) durch Columban den Jüngeren die Aufmerksamkeit des Heiligen auf das weite Missionsfeld ihres Heimatlandes gelenkt und so den Anstoß zu einer planmäßigen irofränkischen Mission unter den Bayern gegeben. Gesichertes läßt sich über diese durchaus ansprechende Vermutung freilich nicht ausmachen. So bleibt nur die zusammenfassende Feststellung: Das Christentum, soweit es sich nicht in Resten durch die keltoromanische Bevölkerung über die stürmischen Zeiten hinweggerettet hat, kam wie vormals im Frankenreich auch im Raum zwischen Donau und Alpen von oben her auf das Volk zu. Darum ist es nur allzu verständlich, wenn sich die irischen und fränkischen Glaubensboten des 7. Jahrhunderts vornehmlich an den Herzogspfalzen einfanden und aufhielten.

Es ist bezeichnend, daß die erste Missionswelle in unserem Land von Luxeuil in Burgund ausging, jenem Kloster auf fränkisch-gallischem Boden, das der Ire Columban um 590 gegründet hatte, um das seiner Meinung nach kirchlich im argen liegende Frankenreich neu zu missionieren. Zu Anfang des 7. Jahrhunderts wurden auch die Randgebiete des fränkischen Herrschaftsbereichs von der missionarischen Kraft dieses Klosters erfaßt. So erfahren wir aus der um 640 vom gelehrten Mönch Jonas von Bobbio verfaßten „Vita Columbani“, daß Abt Eustasius von Luxeuil nach 615 zunächst zu den burgundischen Waraskern ging und anschließend auch „zu den Boiern, die jetzt Bayern genannt werden“, gelangte: „Diese wies er mit größter Anstrengung nach den Grundregeln des Glaubens zurecht und konnte dabei sehr viele bekehren. Nach einiger Zeit kehrte er wieder nach Luxeuil zurück, nicht ohne wortgewaltige Männer auszusenden, die das begonnene Werk mit vollem Eifer fortsetzen sollten.“² Die genannte Vita erzählt darüber hinaus, daß der Mönch Agrestius aus Luxeuil im frühen 7. Jahrhundert vorübergehend bei den Bayern missioniert habe, und aus einer anderen Quelle erfahren wir, daß Eustasius zur Weiterführung des Bekehrungswerkes den ebenfalls der Klostergemeinschaft von Luxeuil angehörenden Mönch Agilus in Bayern zurückließ.³ Schließlich wird auch von dem im weiteren Sinne zum Luxeuil-Kreis zählenden hl. Amandus berichtet, er sei im bayerischen und slawischen Donauraum missionarisch tätig gewesen. Welchen Weg aber die Luxovienser Glaubensboten genommen und in welchen Gegenden unseres Landes sie gewirkt haben, muß

² MGSS rer. Mer. IV, 121 f.

³ Hierzu und zum folgenden: B. Paringer, Das alte Weltenburger Martyrologium und seine Miniaturen, in: SM 52 (1934) 146—165; R. Christlein, Das Reihengräberfeld und die Kirche von Stauring bei Weltenburg, in: Archäologisches Korrespondenzblatt 1 (1971) 51—55.

nach Lage der Quellen offenbleiben. Daß damals schon das Kloster Weltenburg vor dem gefährlichen Donaudurchbruch entstand, läßt sich weder ausschließen noch beweisen. Doch hat die These Benedikt Paringers, der, gestützt auf eine Weltenburger Miniatur des 11. Jahrhunderts, die Anfänge dieses Donauklosters mit der Missionstätigkeit der Columban-Schüler in unmittelbaren Bezug brachte, in jüngerer Zeit an Verbindlichkeit eher gewonnen, und zwar namentlich durch die Ausgrabung eines als christlich ausgewiesenen Reihengräberfeldes im nahegelegenen Staubing (Stupinga). Der auf die Zeit um 600 zurückreichende archäologische Befund bezeugt unter anderem die Existenz einer überdurchschnittlich wohlhabenden und dadurch dotierungsfähigen Familie, welche die fremdländischen Mönche durchaus zu einer Klostergründung ermuntern konnte.

Wie immer es um das letztlich nur durch Ausgrabungen im Kloster selber abzuklärende Gründungsdatum Weltenburgs bestellt sein mag, eine förmliche „Missionzentrale“ für Bayern, so Paringer, wurde durch die Columbanermönche hier schwerlich errichtet, und der Erfolg dieser Frühmission wird sich in eher bescheidenen Grenzen gehalten haben. Der breite Durchbruch des Christentums, der Bayern in ein geistliches Land umzuprägen vermochte, vollzog sich wohl doch erst um die Wende vom 7. zum 8. Jahrhundert. Initiatoren dieser Entwicklung waren nicht zuletzt jene drei „Apostel der Bayern“, deren Gedächtnis die alten Bischofsstädte Regensburg, Salzburg und Freising hochhalten bis zum heutigen Tag — die hll. Emmeram, Rupert und Korbinian. Ihr Wirken an den genannten Orten macht zugleich deutlich, daß von der kirchlichen Organisation der römischen Provinzen Raetien und Norikum zu der des frühmittelalterlichen Herzogtums Bayern kein

Weg führt. Vielmehr waren die neuen politischen Zentren auch zu kirchlichen Mittelpunkten des Landes geworden. Darüber hinaus will es scheinen, daß die aus dem fränkisch-gallischen Westen kommenden und an den Herzogshöfen tätigen Glaubensboten noch viel von irischen Wandermönchen an sich hatten, und wenngleich sie selber Franken waren, schlug bei ihrem Vorgehen doch immer wieder der Einfluß der irischen Kirche auf die fränkische seit den Tagen Columbans durch.

Politisches Zentrum wie Brennpunkt des kirchlichen Lebens im damaligen Bayern war Regensburg, der Sitz der Agilolfinger wohl von Anfang an. An ihre mit hoher Wahrscheinlichkeit im Bereich des Alten Kornmarkts gelegene Pfalz banden die Herzöge immer wieder Bischöfe, die als Hof-, Missions- und Wanderbischöfe anzusprechen sind. Namentlich kennen wir neben dem hl. Emmeram noch den hl. Erhard. Aber auch der hl. Rupert hielt sich gegen Ende des 7. Jahrhunderts geraume Zeit am Regensburger Herzogshof auf, ehe er in den Südosten des Landes zog, wo ihm Herzog Theodo das alte Oppidum Juvavum mit der dazugehörigen Burg über der Salzach, eben Salzburg, zugewiesen hatte. Für das tatsächliche Wirken eines Bischofs Erhard in Regensburg konnte die Archäologie übrigens jüngsthin den überzeugenden Nachweis liefern. Die in der ihm geweihten Niedermünsterkirche durchgeführten Grabungen haben nicht nur eine um 700 errichtete saalartige Kirchenanlage mit Rechteckchor zutage gefördert; es wurde von den Archäologen auch Erhards Grab entdeckt, und das Ergebnis der anthropologischen Untersuchung, daß die aufgefundenen Gebeine die eines im Alter von siebzig bis achtzig Jahren verstorbenen Mannes „mediterran“ Tys sind, widerspricht zumindest der Angabe aquitanischer Herkunft in der „Vita S. Erhardi“ aus dem 11. Jahrhundert

nicht.⁴ Die Ausgrabungen lassen mit Einschränkung auch einen Schluß auf Erhards Tätigkeit zu. Da nämlich die Erbauungszeit der ältesten Niedermünsterkirche in die Regierung jenes Herzogs Theodo fällt, der sich mit weitreichenden Plänen für die Errichtung einer bayerischen Landeskirche beschäftigte, wäre es denkbar, daß diese Kirche speziell für die Aufgaben eines am Herzogshof tätigen Bischofs errichtet wurde. Was die zeitliche Zuordnung betrifft, so dürfte Erhard, der möglicherweise Emmerams Nachfolger in Regensburg war, in den ersten Jahrzehnten des 8. Jahrhunderts hier gewirkt haben. Daß er die bonifatianische Bistumsorganisation noch erlebt hat, ist mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit auszuschließen.

3. Kanonische Errichtung von Bistümern

Der frühen bayerischen Kirche mangelte die feste Organisation nach kirchenrechtlichen Grundsätzen, und dem reichen Wirken der genannten irofränkischen Hofbischofe fehlte die enge Verbindung mit der abendländischen Gesamtkirche. Darum unternahm der seit dem ausgehenden 7. Jahrhundert machtvoll und weithin unabhängig vom Frankenreich regierende Herzog Theodo gegen Ende seines Lebens den kühnen Versuch, der bayerischen Kirche eine stabile Ordnung zu geben und sie durch engen Anschluß an Rom aus dem westfränkischen Einflußbereich zu lösen. Dem Bericht des „*Liber Pontificalis*“ zufolge kam der Herzog im Jahr 715 oder 716 „mit anderen seines Stammes zum Grab des seligen Apostels Petrus, um hier zu beten als der erste seines Volkes“.⁵ Daß der Herzog mit seinem Gefolge aber nicht

nur des Betens halber zum Grab des Apostelfürsten gekommen war, sondern daß sein Aufenthalt an heiliger Stätte auch eine eminent kirchenpolitische Bedeutung hatte, zeigt der auf den 15. Mai 716 datierte Organisationsentwurf Papst Gregors II. für eine bayerische Landeskirche. Er nimmt Rücksicht auf die von Theodo vorgenommene Untergliederung des Landes in Teilherzogtümer und sieht die Errichtung von drei, vier oder noch mehr gegeneinander abgegrenzten Bistümern vor. An der Spitze der Kirchenprovinz sollte ein Erzbischof stehen, wohl mit Sitz in Regensburg, der beim Fehlen eines geeigneten Kandidaten aus Rom angefordert werden konnte.⁶ Der bis ins einzelne gehende Organisationsplan blieb aber in den Anfängen stecken, vielleicht, weil die karolingischen Hausmeier intervenierten, in erster Linie wohl wegen der nach Theodos Tod (717/718) einsetzenden Zwistigkeiten zwischen seinen Erben, in die schließlich die Franken eingriffen. Gleichwohl war 716 künftiger Kirchenpolitik die Richtung gewiesen worden. Noch unter Theodos Enkel Hucbert wurde auch Passau Sitz eines Bischofs, und unter dessen Nachfolger Odilo brachte das Jahr 739 die endgültige Regelung der bayerischen Kirchenverhältnisse.

Wie vormalig Herzog Theodo ging es auch Odilo um die Unabhängigkeit seines Landes vom Frankenreich. Darum nahm er die alten Fäden mit Rom wieder auf und organisierte in engster Zusammenarbeit mit dem römischen Legaten für die germanischen Länder, dem Angelsachsen Winfrid-Bonifatius, die erste Landeskirche rechts des Rheins. In Anlehnung an die Bischofssitze der Frühzeit, die sich an den

⁴ K. Schwarz, Das spätmerowingerzeitliche Grab des hl. Bischofs Erhard im Niedermünster zu Regensburg, in: *Ausgrabungen in Deutschland* 2 (1975) 129–164; P. Mai, Der heilige Bischof Erhard, in: G. Schwaiger — P. Mai (Hg.), *Regensburger Bistumspatrone*, München—Zürich 1988, 63–84.

⁵ Duchesne LP I, 398.

⁶ PL 89, 531–534.

Residenzen der Teilherzöge in Regensburg, Passau, Salzburg und Freising herausgebildet hatten, wurden vier Bistümer eingerichtet und gegeneinander abgegrenzt. Um dem irisch-gallischen Kirchenwesen allen Einfluß abzuschneiden und um eine römisch geprägte, den kanonischen Vorschriften entsprechende Ordnung aufzurichten, setzte Bonifatius überall neue Bischöfe ein: Gaubald in Regensburg, Ermbert in Freising, Johannes in Salzburg; einzig Vivilo in Passau, der vom Papst selber Weihe und Sendung erhalten hatte, durfte bleiben. Die organisatorischen Maßnahmen, über die Bonifatius gewissenhaft nach Rom berichtete, wurden von Gregor III. unterm 29. Oktober 739 bestätigt:

„Wenn du also meldest, daß du zu dem Volk der Bayern gelangt bist und sie ohne kirchliche Ordnung angetroffen hast, weil sie nur einen Bischof, den von Uns selbst geweihten Vivilo, im Lande haben, und daß du dann mit Zustimmung des Bayernherzogs Odilo und der Vornehmen des Landes drei weitere Bischöfe geweiht und das Land in vier Teile, das heißt in vier Sprengel geteilt hast, auf daß jeder Bischof seinen Sprengel habe, so hast du, Bruder, wohl und weise gehandelt, denn du hast an Unserer Statt und ganz in Unserem Sinn den apostolischen Auftrag ausgeführt.“⁷

Damit war für die bayerische Kirche ein wichtiger Markstein gesetzt. Die Kette ihrer Oberhirten sollte fortan nicht mehr abreißen, auch wenn die Grenzen der Bistümer, namentlich nach Norden und Osten zu, noch geraume Zeit fließend blieben.

Die durch Bonifatius geschaffene bayerische Landeskirche fand noch vor der Jahrhundertwende ihren organisatorischen Abschluß in der Errichtung eines Metropolitanverbandes, wie er schon Herzog Theodo vorgeschwebt hatte. Auf Wunsch Karls des Großen verlieh Papst Leo III. im Jahr 798 dem Salzburger Oberhirten Arn als Zeichen der erzbischöflichen Würde

das Pallium und unterstellte ihm die Bischöfe von Passau, Regensburg, Freising und Säben als Suffragane. Die Frage, warum damals gerade Salzburg zum Erzbistum erhoben wurde und nicht Regensburg, der politische Mittelpunkt des Landes, ist oft erörtert, aber bis heute nicht befriedigend beantwortet worden. Mag sein, daß dabei, neben den engen persönlichen Beziehungen Arns zum karolingischen Hof, die herausragende Bedeutung Salzburgs für die Ostmission eine maßgebliche Rolle spielte. Jedenfalls wurde durch die Schaffung eines Metropolitanverbandes die innere Einheit der bayerischen Kirche erheblich verstärkt, was seinerseits nicht ohne Auswirkung blieb auf den Fortbestand des bayerischen Staates und dessen Einbindung in das karolingische Großreich. Davon zeugt nicht zuletzt die von Erzbischof Arn um die Jahrhundertwende einberufene erste Provinzialsynode zu Reisbach—Freising—Salzburg, deren Beschlüsse, ganz im Sinne Karls des Großen, eine Verschmelzung der bayerischen Landeskirche mit der fränkischen Reichskirche anstrebten.

4. Klostergründungen der späten Agilolfingerzeit

Das Jahrhundert der bayerischen Bischofskirchenorganisation markiert zugleich die erste große Blütezeit monastischen Lebens in unserem Land. Bis zum Jahr 788, das für Bayern mit dem Sturz Tassilos III. das Ende der agilolfingischen Herrschaft bedeutete, wurden in rascher Abfolge an die fünfzig Klöster neu gegründet und einige schon unter irofränkischem Einfluß entstandene Mönchszellen nach der reinen Benediktus-Regel ausgerichtet, so beispielsweise in Regensburg die um das Grab des hl. Emmeram gescharte, in ihren Anfängen kaum mehr faßbare klö-

⁷ MG Ep. sel. I, 72 f.

sterliche Gemeinschaft, welche sich noch unter Bischof Gaubald zu kultureller Bedeutung ersten Ranges aufschwang. Wir können die agilolfingerzeitliche Klosterlandschaft in unserem Rahmen nicht einmal skizzenhaft umreißen, können nur pauschal feststellen, daß die Herzöge Odilo und Tassilo im Gründungseifer vorangingen, gefolgt von den weltlichen wie geistlichen Großen des Landes. Neben namhaften Klöstern an den Bischofssitzen entstanden monastische Niederlassungen vor allem entlang der Flußläufe, an der Donau (Münchsmünster, Weltenburg, Wörth, Pfaffmünster, Metten, Niederaltaich), gegen den Lechraim zu (Wessobrunn, Sandau, Thierhaupten, Polling), an der Isar (Schäftlarn, Moosburg), am Inn (Kufstein, Gars, Au) und an der Altmühl (Eichstätt, Solnhofen). Hinzu kamen die vielen Seeklöster des Alpenvorlandes (Mondsee, Mattsee, Herren- und Frauenchiemsee, Schliersee, Tegernsee, Staffelsee) beziehungsweise in den umliegenden Sumpfgebieten (Benediktbeuern, Schlehdorf), war doch die Nutzung des Fischreichtums für die langen Fasten- und Abstinenzzeiten der Mönche von hoher Bedeutung. Auffallend ist schließlich bei einigen Klöstern wie Chammünster, Kremsmünster und Innichen ihre Grenznähe, die diese Mönchszellen als missionarische und kolonisatorische Stützpunkte ausweist.

Wenn wir von einer Blütezeit des monastischen Lebens sprechen, so drängt sich ganz von selber die Frage nach dem Grund für diese Stiftungen und ihrer Bedeutung für das Land auf. Sicherlich waren die überreichen herzoglichen, adeligen und bischöflichen Schenkungen in erster Linie religiös motiviert, in der Sorge um das eigene Seelenheil und im Wunsch nach Festigung des christlichen Glaubens. Ein

Kloster stellte ja zuvorderst ein religiöses, kultisches Zentrum dar, eine Stätte des gemeinsamen Gebets und gemeinsamen Lebens der Mönche nach festgelegter Regel. Es war aber zumeist auch Grablege und Eigentum seines Gründers und stand als geistlicher wie sozialer Kosmos in vielfältiger Weise mit der Welt in Verbindung. So haben die Klöster mit ihrer ausgedehnten Grundherrschaft als Stätten organisierter Arbeit, moderner Wirtschaftsführung und besserer Agrarmethoden Wesentliches für den Landesausbau und die mittelalterliche Rodung geleistet. Sie waren darüber hinaus Mittelpunkte der Kulturpflege im weitesten Sinne, waren wichtigste Brückenpfeiler hin zur Antike und wiesen in ihren Schulen einem ganzen Volk den Weg hinein in die lateinische Sprache und das schriftliche Vermächtnis längst vergangener Jahrhunderte. Und nicht zuletzt müssen diese frühen monastischen Zentren eine seelsorgerliche und missionarische Aktivität von großartiger Entschlossenheit und hinreißendem Ernst entfaltet haben. Die ersten Denkmäler unserer Literaturgeschichte gehören ja noch in den geistigen Umkreis der bayerischen „Urklöster“ und sind sprechende Zeugnisse für die kernhafte Frömmigkeit eines jungbekehrten Stammes: der in neun aussagekräftigen Langzeilen vom Anfang aller Dinge kündende Weltschöpfungshymnus etwa, wie er in einer Handschrift des Klosters Wessobrunn auf uns gekommen ist, oder sein thematisches Gegenstück, das im Regensburger Emmeramskloster nach angelsächsischem Vorbild aufgezeichnete „Muspilli“, jenes einer Bußpredigt gleichkommende Stabreimgedicht vom Schicksal der Seele nach dem Tod und vom Ende der Welt, das die „Letzten Dinge“ mit erschütternder Wucht ins Bewußtsein ruft.⁸ Nicht minder beach-

⁸ Text der beiden Literaturdenkmäler: H. Pörrnbacher — B. Hubensteiner (Hg.), Bayerische Bibliothek, Bd. I, München 1978, 19 bzw. 28—33.

tenswerte Zeugnisse agilolfingerzeitlicher Klosterkultur sind uns in illuminierten Handschriften aus verschiedenen Dom- und Klosterschulen wenigstens zu einem Bruchteil erhalten geblieben.

5. Zum Prozeß der Verchristlichung

Wenn wir nochmals den Vorgang der Christianisierung unseres Landes als Ganzen ins Auge fassen, so interessierten uns natürlich auch die Fragen, mit welchen Methoden die Bekehrungsarbeit vor sich ging und wie intensiv sich das Volk den neuen Glauben angeeignet hat. Leider schweigen sich die Quellen diesbezüglich weithin aus. Selbst aus der Lebensbeschreibung des Bonifatius, dessen Wirken bereits im helleren Licht der Geschichte steht, läßt sich mit Theodor Schieffer für Bayern nur ablesen, daß die spezifische Leistung des Heiligen „nicht so sehr in der Saatlegung selbst als vielmehr in der Pflege der Saat“ lag, näherhin in der „Reinigung eines noch sehr rudimentären, innerlich unsicheren Glaubenslebens“, im „Kampf um eine allmähliche Durchsetzung christlicher Zucht und Sitte“ und in der „Herstellung eines geordneten Kirchentums“.⁹ Dabei mußten die Missionare wohl nicht selten mit jener massiven Anschaulichkeit werben, wie sie 723 in der Fällung der Donareiche durch den Angelsachsen im hessischen Geismar spektakulärsten Ausdruck gefunden hatte. Das will besagen: Nicht die tief-schürfende Darlegung christlicher Glaubensinhalte stand bei der Missionierung im Vordergrund, sondern die handfeste und sinnenfällige Bestätigung des Satzes, daß der Christengott mächtiger ist denn die alten Stammesgottheiten. Selbstverständlich war bei dieser zermürenden Alltagsarbeit auch immer wieder ein

gewisses Entgegenkommen gefordert, nämlich das Eingehen auf den heidnischen Wurzelgrund einer Frömmigkeit, die sich mit einigem Geschick für die neue Religion fruchtbar machen und mit christlichem Sinngehalt füllen ließ. So weihte man beispielsweise an einem heidnischen Festtag einen Altar oder eine Kirche, so daß sich nun alljährlich die Wiederkehr dieser Weihe, also das christliche Kirchweihfest anstatt einer heidnischen Feier, begehen ließ. Auch der Heiligen- und Reliquienkult bot den Missionaren wertvolle Möglichkeiten, den alten Dämonenglauben aufzufangen und christlich zu überformen. Als Freunde Christi waren die Heiligen ja mit ihm Sieger über die dunklen Mächte, und der Besitz ihrer Reliquien sicherte den Gläubigen ähnlich den heidnischen Amuletten Schutz und Hilfe gegen alles Dämonische.

Daß die Bekehrung zum Christentum ein heikler und langwieriger Prozeß war, macht unter anderem der durchaus glaubwürdige Bericht der Heidenheimer Nonne Hugeburc deutlich, die in der Lebensbeschreibung des hl. Wynnebald erzählt, der Gründerabt des Doppelklosters Heidenheim habe nach der Mitte des 8. Jahrhunderts bei den Bewohnern des Sualafeldes, womit der Höhenzug zwischen Altmühl und Wörnitz bezeichnet ist, noch „viel Blendwerk heidnischer Verkommenheit“ und „viele durch Teufelslist getäuschte Götzendiener“ angetroffen; besonders „leidvoll“ sei dem angelsächsischen Mönch neben dem Kampf gegen Zeichendeuter, Zauberer und Totenbeschwörer der Widerstand eines bereits sporadisch anzutreffenden und seiner Berufung untreu gewordenen Klerus gewesen.¹⁰ Auch der um 743 im Frankenreich verfaßte „Indiculus superstitionum et pagania-

⁹ Th. Schieffer, Winfrid-Bonifatius und die christliche Grundlegung Europas, Freiburg 1954, 148.

¹⁰ A. Bauch, Quellen zur Geschichte der Diözese Eichstätt, Bd. I: Biographien der Gründerzeit, Regensburg 1984, 154–157.

rum“ listet in seinen Kapitelüberschriften mancherlei abergläubisches Brauchtum auf, wie es damals wohl auch bei den Bajuwaren im Schwange war: „Von dem, was bei den Steinen verrichtet wird — Von den heidnischen Beobachtungen beim Feuer — Von dem Götzenbild aus Mehl — Von den hölzernen Füßen und Händen nach heidnischem Brauch . . .“ Und wenn wir aus der Emmeramsvita Arbeos von Freising erfahren, daß das bayerische Volk an der Wende vom 7. zum 8. Jahrhundert „den Götzendienst noch nicht völlig abgelegt“ hatte, „da die Väter ihren Nachkommen mit dem Kelche Christi auch die Verehrung ihrer Götter hinterlassen hatten“, so ist dies nur ein weiterer Beleg dafür, daß im Lande noch geraume Zeit eine Art Synkretismus herrschte, eine eigenartige Mischung von christlichem und heidnischem Denken, Empfinden und Handeln. Auf solchem Hintergrund mußte der synodalen Tätigkeit der frühen bayerischen Kirche besonderes Gewicht zukommen. Sie stellt sich auf weiten Strecken als Erziehungswerk am jungbekehrten Volk dar, und was die verschiedenen Zusammenkünfte der geistlichen und weltlichen Großen einschärften, ist auch ein Spiegelbild dessen, woran es gefehlt hat. Unter den tassilonischen Landessynoden verdienen vor allem die Zusammenkünfte von Dingolfing (um 770) und Neuching (772) der Erwähnung. Da die Beschlüsse beider Konzilien nur in Handschriften der „Lex Baiuvariorum“ überliefert sind, dürfen wir in ihnen wohl Ergänzungsgesetze zu dem auch sonst mannigfach vom kirchlichen Denken geprägten bayerischen Stammesrecht sehen.¹¹ Die Vereinbarungen zu Dingolfing betrafen neben vermögens- und strafrechtlichen Fragen auch rein kirchliche Gegenstände wie die Einschärfung der christlichen Sonntags-

pflucht oder das Verbot, eine Nonne zu heiraten. Außerdem schlossen die geistlichen Teilnehmer nach dem Vorbild fränkischer Synoden eine Gebetsverbrüderung, kraft derer sie sich beim Ableben eines Bischofs oder Abtes zu einer bestimmten Anzahl von Messen für das Seelenheil des Verstorbenen verpflichteten. Das folgende Landeskonzil von Neuching sah sein Ziel nach eigenen Worten darin, „über die Beobachtung der Klosterregel durch Mönche und Nonnen und die Amtstätigkeit der Bischöfe Bestimmungen zu treffen, außerdem aber die Gesetze seines Volkes durch die angesehensten und erfahrensten Männer mit Zustimmung des ganzen Volkes in Ordnung bringen zu lassen . . .“ Unter den achtzehn beschlossenen Artikeln nehmen die Maßgaben gegen den Diebstahl, über den Schutz der Sklaven und Freigelassenen und über das Gerichtsverfahren einen breiten Raum ein. In kirchlicher Hinsicht erscheint jene Verfügung von besonderem Gewicht, die die Bischöfe anwies, die Geistlichen nach der Bevölkerungszahl im Lande zu verteilen und die Seelsorgebezirke genau zu umschreiben, war doch damit eine wichtige Anregung zur Gründung von Pfarrsprengeln ausgesprochen. In einem weiteren Artikel wurde die Errichtung von Baptisterien an den einzelnen Kirchen verlangt, wobei als Tauftermine nur die Vorabende von Ostern und Pfingsten in Frage kamen. Sodann sollte jeder Geistliche unter seinen Büchern ein Sakramentale haben und sollte stets darauf bedacht sein, die Gläubigen aus der Hl. Schrift und Tradition zu belehren, ihnen aber auch durch ein beispielhaftes Leben voranzuleuchten. Das geistliche Gewand abzulegen, war dem Kleriker ebenso untersagt wie das Tragen von Waffen. Zu seinen Pflichten gehöre überdies die schulische Unterwei-

¹¹ Vgl. MGConc II/1, 93—105.

sung, insbesondere die Pflege des Gesangs, damit dieser künftighin nicht so „bäuerisch“ klinge. Schließlich verbot die Neuchinger Synode den Mönchen die Ausübung der Seelsorge außerhalb ihres Besitzes und somit jegliche Einmischung in die Belange des Pfarrklerus.

Diese wenigen Andeutungen zum Prozeß der Christianisierung Bayerns bedürfen noch der abschließenden Feststellung, daß der zunächst recht rudimentär in Erscheinung tretende christliche Glaube

im jungbekehrten Volk alsbald ungeahnte Kräfte entfachte. Denn kaum daß die innere Aneignung des Christentums im Lande selber vollzogen war, trat für die bayerische Kirche auch schon die große Missionsaufgabe ins Blickfeld. Bis in die ottonische Zeit hinein war dann Bayern diejenige Landschaft des Reiches, die sich am intensivsten der christlichen Durchdringung des Ostens gewidmet und das Erbe seiner eigenen christlichen Frühzeit für die slawischen Nachbarn fruchtbar gemacht hat.

Ausgewählte Literatur:

H. Dannheimer, Auf den Spuren der Bajuwaren. Archäologie des frühen Mittelalters in Altbayern, Pfaffenhofen 1987.

H. Dannheimer — H. Dopsch (Hg.), Die Bajuwaren. Von Severin bis Tassilo 488—788 (Katalog der gemeinsamen Landesausstellung des Freistaates Bayern und des Landes Salzburg), München—Salzburg 1988.

H. Dopsch (Hg.), Geschichte Salzburgs — Stadt und Land I/1, Salzburg 1981.

K. Hausberger, Geschichte des Bistums Regensburg, 2 Bde, Regensburg 1989.

K. Hausberger — B. Hubensteiner, Bayerische Kirchengeschichte, München ²1987.

J. Jarnut, Agilolfingerstudien. Untersuchungen zur Geschichte einer adeligen Familie im 6. und 7. Jahrhundert, Stuttgart 1986.

F. Prinz, Frühes Mönchtum im Frankenreich. Kultur und Gesellschaft in Gallien, den Rheinlanden und Bayern am Beispiel der monastischen Entwicklung (4. bis 8. Jahrhundert), München—Wien 1965.

K. Reindel, Das Zeitalter der Agilolfinger, in: M. Spindler (Hg.), Handbuch der Bayerischen Geschichte, Bd. I, München ²1981, 101—245.

H. Wolfram, Die Geburt Mitteleuropas. Geschichte Österreichs vor seiner Entstehung, Wien 1987.

H. Wolfram — A. Schwarcz (Hg.), Die Bayern und ihre Nachbarn, Teil 1, Wien 1985.

Bücher für die Verkündigung

Joachim Müller (Hrsg.)

**Orte
lebendigen Glaubens**

Neue Geistliche Gemeinschaften in der katholischen Kirche
112 S., Fr. 16.—

Josef Sudbrack

**Die Wahrheit der
Sakramente**

Kraft und Geist der Kirche —
Wege des Menschen zu Gott
64 S., Fr. 8.—

Adolf Fugel

Das sagt mir die Bibel
Impulse für jeden Tag:
Osterzeit

88 S., farb. Umschlag,
Fr. 12.—

Kanisius Verlag — PF 1052 — CH-1701 Freiburg